

VICTORIA
BELIM

ROTE SIRENEN

VICTORIA
BELIM

ROTE SIRENEN

GESCHICHTE
MEINER
UKRAINISCHEN
FAMILIE

Aus dem Englischen von
Ekaterina Pavlova

Die Originalausgabe unter dem Titel
The Rooster House. A Ukrainian Family Secret
erschien 2023 bei Virago Press, London



ISBN 978-3-351-04180-9

Aufbau ist eine Marke der Aufbau Verlage GmbH & Co. KG

1. Auflage 2023

© Aufbau Verlage GmbH & Co. KG, Berlin 2023

© Victoria Frolova 2023

Einbandgestaltung zero-media.net, München

Satz LVD GmbH, Berlin

Druck und Binden CPI books GmbH, Leck, Germany

Printed in Germany

www.aufbau-verlage.de

Im Gedenken an meine Großmutter Valentina
(1934–2021)

»Wer sind wir? Von welchen Vätern geboren?«

Taras Schewtschenko

»Es ist doch klar: um ein Leben in der Gegenwart zu beginnen, müssen wir zuerst unsere Vergangenheit sühnen, ein Ende mit ihr machen, und sie sühnen kann man nur durch Leiden, nur durch ungewöhnliche, ununterbrochene Mühen.«

Anton Tschechow, Der Kirschgarten

VORWORT

Als ich im Juli 2022 letzte Änderungen am Manuskript zu »Rote Sirenen« vornahm, merkte ich, dass ich vor dem Hintergrund der jüngsten Ereignisse in der Ukraine nicht in der Lage gewesen wäre, dieses Buch zu schreiben. Es rührt von meiner damaligen Unbekümmertheit, denn selbst 2014 war für mich das, was 2022 geschehen würde, unvorstellbar. Auf der Suche nach meinen Wurzeln zeichne ich ein persönliches Porträt der Ukraine und ihrer turbulenten Geschichte.

2014 veränderte sich mein Leben. Durch die Ereignisse des damaligen Jahres wurde mir bewusst, wie stark ich mit meinem Geburtsort verbunden bin, obwohl ich schon lange nicht mehr dort lebe. Die Annexion der Krim bewies, wie fragil die Weltordnung ist und wie schnell Abmachungen zwischen Ländern verworfen werden. Mir wurde außerdem bewusst, wie wichtig die geographische Lage für die Ukraine ist. Das Land grenzt an die Europäische Union und an Russland und kann nicht anders, als in die eine oder andere Richtung gezogen zu werden. Manchmal führt das Hin und Her zu einem fruchtbaren Ideenaustausch. Manchmal führt es zu einer Katastrophe, wie im Jahr 2014.

Damals kehrte ich in das Land zurück, in dem ich die ersten fünfzehn Jahre meines Lebens verbrachte, um bei meiner Großmutter Valentina zu sein und um die Ukraine neu zu entdecken. Die Reisen zwischen 2014 und 2019 inspirierten mich zu diesem Buch.

Wenn ich das Manuskript jetzt lese, erkenne ich viele Parallelen zwischen vergangenen Kriegen und dem gerade andauern-

den. Und so traurig es auch ist, werden meine Leserinnen und Leser, die sich mit meiner Heimat auseinandersetzen, die Bedeutung dieses Krieges hoffentlich besser verstehen. So ungewiss die Zukunft auch sein mag, lässt mich die Widerstandskraft der Ukraine hoffen, dass sie diesen Krieg gewinnen wird.

Ich habe mich dazu entschieden, »Rote Sirenen« unter dem Namen Belim, dem Nachnamen meiner Urgroßmutter Asja, zu veröffentlichen und damit eine der wichtigsten Frauen meines Lebens zu würdigen, die mich nicht zuletzt dazu angeregt hat, unsere Geschichten aufzuschreiben. Obwohl die Namen meiner Familienmitglieder echt sind, habe ich einige Namen von Personen im Buch aus Persönlichkeitsrechtsgründen und angesichts der aktuellen Situation in der Ukraine geändert.

TEIL 1

UKRAINISCHE KÜSTE

EINS

Onkel Wladimir und ich haben uns einen Monat, nachdem die Krim von seinem Namensvetter annektiert worden war, zerstritten. In seiner letzten Nachricht schrieb er mir um drei Uhr nachts Tel Aviver Zeit, dass unsere Familie der Sowjetunion zu Dank verpflichtet sei. Als ich die E-Mail um acht Uhr morgens in Brüssel las, bemerkte ich zuerst nicht, dass sein Skype-Avatar grau hinterlegt und sein Profilfoto bei Viber, das ihn im Lotus-sitz zeigte, verschwunden war. Die unerhörten Dinge, die in der E-Mail standen, wühlten mich auf: Amerika hätte mein Gehirn gewaschen, der amerikanische Kapitalismus hätte meinen Vater umgebracht, aber was mich wirklich auf die Palme brachte, war die Aussage, dass wir der Sowjetunion dankbar sein müssten. Allein der Gedanke, sich nach einem Regime zu sehnen, das den Totalitarismus verkörperte, erschien mir obszön. Ich konnte nicht glauben, dass mein Onkel, ein begeisterter Yogi und leidenschaftlicher Fotograf, die Gräueltaten der Sowjetunion rechtfertigte. Die Verluste, die meine Familie in der UdSSR durch Kriege, Hungersnöte und Säuberungen erlitten hatte, waren ein hoher Preis für sieben Jahrzehnte sowjetischen Sozialismus. Je mehr ich mich an meine Kindheit in der Ukraine und das elende Leben in den achtziger Jahren erinnerte, desto mehr schnürte sich mir die Kehle zu, und mir pochten die Schläfen. Ich klappte den Laptop zu, trat ans Fenster und drückte meine Stirn gegen die kalte Scheibe. Die Giebedächer von Brüssel glänzten vom Regen und über den Bäumen am Horizont, wo die Stadt endete, hingen noch immer dunkle Wolken. Ich

hauchte auf die Fensterscheibe und beobachtete, wie das satte Rot der Dächer verblasste. Nach einigen Sekunden war die Scheibe nicht mehr beschlagen. Die Welt tauchte wieder auf und wirkte lebendiger als zuvor. Nur meine Gedanken blieben verworren.

Wladimir war der ältere Bruder meines Vaters. Er war meine einzige Verbindung zur Familie väterlicherseits, nachdem ich meinen Vater vor drei Jahren verloren hatte. Wir wurden beide in der Ukraine geboren. Wir sprachen beide Russisch. Wir lebten beide an Orten, wo uns niemand von Kind auf kannte, wie Wladimir stets zu sagen pflegte. Aber wenn wir uns stritten, hätte man meinen können, wir stammten von verschiedenen Planeten.

Als ich mit fünfzehn nach Chicago gegangen bin, war Wladimir fünfundfünfzig und ist nach Tel Aviv ausgewandert. Er lebte aber immer noch in seiner sowjetischen Blase und sah die Sowjetunion mit völlig anderen Augen als ich. Für mich bedeutete sie Entbehrungen und leere Supermarktregale. Für ihn verkörperte sie eine Atommacht mit starker Armee. Ich dachte an den Zusammenbruch in den achtziger Jahren und die Katastrophe von Tschernobyl. Er dachte an den Aufschwung in den fünfziger Jahren und an Juri Gagarin, den ersten Menschen im All. Es war mir ein Rätsel, wofür Wladimir Dankbarkeit von uns erwartete.

In meiner Familie gab es mehrere eingetragene Kommunisten, und mein Urgroßvater mütterlicherseits war sogar stolzer Bolschewik. Trotzdem stimmten genau diese Kommunisten 1991 alle für die Unabhängigkeit der Ukraine, auch mein bolschewistischer Urgroßvater. Sie hatten die Nase voll von der Sowjetunion. Ich habe Nostalgie schon immer für eine Krankheit gehalten, und die Sowjetnostalgie, unter der Wladimir litt, fand ich besonders besorgniserregend. Niemand steht gerne für

Lebensmittel an oder vermisst Armut und Stromausfälle. Kein gesunder Mensch würde sich ein mörderisches Regime zurückwünschen, das Millionen seiner Bürger getötet und eingesperrt hatte. Wladimir war selbst im Gefängnis gewesen, weil er Beatles-Kassetten überspielt hatte. Wenn hier jemand gehirngewaschen war, dann er.

Hätte das Gespräch mit Wladimir zu einem anderen Zeitpunkt stattgefunden, hätte ich über seine Bemerkungen hinwegsehen können. Er war Ende siebzig und viele Menschen seiner Generation hatten Ansichten und Vorstellungen, die ich nicht nachvollziehen konnte. Ich ärgerte mich über seine anti-amerikanischen Tiraden, aber das russische Fernsehen hatte ihn dazu gebracht, an abwegige Verschwörungstheorien zu glauben und überall Landesverräter zu wittern. Für gewöhnlich lenkte ich das Gespräch von Politik auf Yoga, wofür wir uns beide interessierten. Oder ich bat ihn, mir die Filme vorzuspielen, die er als junger Mann, noch ohne Ton, gedreht hatte und nun nach und nach digitalisierte. In seinem aktuellen Projekt kam ich auch vor; ich existierte schon, war aber noch nicht geboren. Wladimir hatte die Aufnahmen während eines Campingurlaubs mit der Familie gemacht: Meine schwangere Mutter mit der Hand auf dem Bauch taucht ihre Zehen in einen Fluss und blickt schüchtern in die Kamera. Mein Vater zieht einen großen, glitzernden Fisch aus dem Wasser. Die Kamera schwenkt zu meiner Mutter, als mein Vater ihr den Fisch zum Putzen reicht. Eine Nahaufnahme zeigt, wie sie mit ihrem blassen, von einem schwarzen Bob umrahmten Gesicht eine Grimasse schneidet. Wladimir arbeitete gerade am zweiten Teil des Films, der meine Kindheit bis 1986 dokumentierte, dem Jahr der Katastrophe von Tschernobyl und der Scheidung meiner Eltern. Und während er noch der Sowjetunion hinterher-

trauerte, wurde die Ukraine zerschlagen, damit der Eiserne Vorhang wieder errichtet werden konnte. Genau wie Putin hielt Wladimir den Untergang der Sowjetunion für die »schlimmste Katastrophe des Jahrhunderts«.

Hätte Onkel Wladimir die USA nicht längst zum Sündenbock erkoren, hätte er meine neue Heimatstadt Brüssel verfluchen können. Denn alles hatte mit einem Dokument begonnen, das im EU-Hauptsitz in der Nähe meiner Wohnung ausgeheckt worden war. Er hätte die Tragödie auf ein Handelsabkommen zwischen der EU und der Ukraine zurückführen können, das eine wirtschaftliche und politische Zusammenarbeit und eine finanzielle Unterstützung durch die EU, einen bevorzugten Zugang zu den Märkten und schließlich eine Angleichung der Rechtsnormen und der Verteidigungspolitik vorsah. Die ertragreiche Landwirtschaft und die strategische Lage an der Ostgrenze der EU machten die Ukraine zu einem attraktiven Partner. Die Annäherung seines Nachbarn an den Westen empfand Russland allerdings als Bedrohung und Provokation, da es fürchtete, seinen Einfluss und seine Kontrolle über die Ukraine zu verlieren, die seit der Zarenzeit eine wichtige Rolle in der russischen Politik gespielt hatte. Wäre es zur Unterzeichnung gekommen, hätte sich wahrscheinlich nicht viel geändert, am wenigsten für die Ukraine selbst. Nur der größte Optimist konnte glauben, dass dieses Stück Papier einem gebeutelten Ex-Sowjetstaat die Tür zur EU öffnen würde.

Aber es kam nicht zur Unterzeichnung. Bei den Treffen mit EU-Vertretern machte der damalige ukrainische Präsident Wiktor Janukowitsch gute Miene zum bösen Spiel und faselte etwas von Freiheit und Demokratie. Dann, im November 2013, nahm er einen Rettungskredit von Russland an und verzichtete auf das Abkommen. Als das ukrainische Volk davon erfuhr, waren viele

empört. So nichtig das Abkommen auch gewesen wäre, man hatte sich eine Hinwendung zum Westen und ein Leben ohne allgegenwärtige Korruption und den ständigen Druck von Russland erhofft. »Jetzt wird sich erst recht nichts ändern«, sagte meine Mutter, als sie mich aus Chicago anrief. Sie schluckte schwer und seufzte. Im Fernsehen verfolgten wir, wie sich Studierende auf dem Maidan Nesaleschnosti, dem Hauptplatz von Kiew, versammelten, um gegen Janukowitschs plötzlichen Rückzieher zu protestieren. »In der Ukraine wird sich nie etwas ändern«, wiederholte meine Mutter bei jedem Gespräch, und ihre Stimme zitterte vor Verzweiflung. Dann stand Weihnachten vor der Tür und selbst während des kalten ukrainischen Winters wurde die Mahnwache auf dem Maidan fortgesetzt. »Wohin wird das führen?«, fragte meine Mutter, aber auch ich hatte keine Antwort.

Die Maidan-Proteste erinnerten mich an die Orange Revolution von 2004, die durch Janukowitschs Wahlbetrug ausgelöst wurde. Aber auch diese Revolution ging in der Reihe der üblichen Korruptionsvorwürfe unter, mit der sich noch jede ukrainische Präsidentschaft herumplagen musste. Ich wollte mich nicht in eine weitere Revolution hineinsteigern, die zu nichts führen würde. Die ukrainische Politik zu verstehen, war verlorene Liebesmüh, da waren Wladimir und ich uns einig. Ich hatte Politikwissenschaften studiert und sogar eine Arbeit über Korruptionsmechanismen in der postkommunistischen Welt geschrieben, aber die Ukraine gab mir immer noch Rätsel auf. Mein Geburtsort war mir fremd.

Und dennoch haben mich die Ereignisse auf dem Maidan sehr beschäftigt. Als Demonstrierende von Regierungstruppen angegriffen wurden, schlossen sich immer mehr Menschen aus unterschiedlichen Gesellschaftsschichten und mit unterschied-

lichem Hintergrund an. Die Regierung antwortete mit Gewalt, die in der Erschießung von Demonstrierenden durch Scharfschützen gipfelte.

Fassungslos verfolgte ich die Nachrichten. Die schockierenden Bilder von Blutlachen auf dem Bürgersteig, Einschusslöchern und brennenden Autoreifen erschienen mir surreal. Das war nicht der Maidan, den ich kannte.

»Lass uns auf dem Maidan treffen.« Meine Schulfreundin Aljona und ich wohnten nicht weit voneinander entfernt. Wir durchquerten die Stadt, um auf die Chreschtschatyk zu gelangen, eine kilometerlange Straße im Zentrum von Kiew, die zum Maidan führte. Wir saßen auf den warmen Steinstufen des Platzes und beobachteten das bunte Getümmel aus Studenten, Familien und Touristen. Wir stellten uns vor, wir wären Teil dieser Energie, Fröhlichkeit und dieses Glanzes. Am Tag vor meiner Abreise in die Vereinigten Staaten im Jahr 1994 – drei Jahre nach der Unabhängigkeitserklärung der Ukraine – gingen Aljona und ich zum Maidan, kauften an einem Straßenkiosk ein Schokoladeneis und aßen es, während wir über den Platz schlenderten. Aljona trug ein kobaltblaues Kleid und wirkte darin wie die Femme fatale, die sie gerne sein wollte. Ich trug dunkelroten Lippenstift bis in die Mundwinkel und sah aus wie die unbeholfene Halbwüchsige, die ich nicht sein wollte. Die Blüten der Kastanienbäume waren dunkelrosa, wie man sie nur auf der Chreschtschatyk sehen konnte, und es schien, als würde der Frühling nie enden.

Im Jahr 2014 schien es, als wäre der Frühling nie dagewesen. In den Nachrichten sah ich Menschen, die wild durcheinander rannten. Die Kamera folgte ihnen, fuhr durch schwarzen Rauch und fing die Schatten der Schützen ein. Die Schüsse hallten in meinem Zimmer in Brüssel wider. Mein Herz raste. Wenn ein

Teil von uns, etwas, das wir für selbstverständlich halten, vor unseren Augen zerstört wird, geht auch etwas in uns kaputt. Ich versuchte, die Schießerei auf dem Maidan mit meinen Erinnerungen zu überspielen, um damit etwas wiederherzustellen, was mir gehörte und ein Teil von mir war.

Ich fragte mich, ob Aljona auf dem Maidan protestierte. Nachdem ich die Ukraine verlassen hatte, blieben wir noch einige Jahre in Kontakt, aber dann wurden unsere Briefe kürzer und schließlich schrieben wir uns nicht mehr. Ich wusste noch, wo Aljona in Kiew gewohnt hatte, aber nicht, was aus ihr geworden war.

Als sich der Konflikt zwischen der Ukraine und Russland immer mehr zuspitzte, ahnte ich nicht, dass auch meine Familie davon betroffen sein würde. Selbst nach den Schießereien auf dem Maidan konnte ich mir nicht vorstellen, dass Russland einen Krieg anzetteln würde. Und selbst als ich den unwahrscheinlichen Fall eines Krieges in Betracht zog, war ich mir sicher, dass ein Konflikt zwischen Russland und der Ukraine die miteinander verflochtenen Wurzeln meiner Familie nicht zerreißen würde. Der ukrainische Zweig meiner Familie hatte Roma und möglicherweise jüdische Wurzeln, und der russische hatte die kommunistische Maxime »Freundschaft der Völker« verinnerlicht, denn durch verschiedene Eheschließungen war gut die Hälfte der Sowjetrepubliken in meinem Familienmosaik vertreten.

Zu Hause sprachen wir Russisch, abgesehen von meinen Großeltern mütterlicherseits, Asja und Sergij, die Ukrainisch sprachen. Für mich war das kein Zeichen ethnischen Unterschieds, denn Asja und Sergij lebten in einem Dorf und wir anderen in Kiew, und in der Sowjetunion sprach man in den Städten Russisch und auf den Dörfern die jeweiligen Landessprachen. Sowohl mein Vater als auch sein älterer Bruder Wladimir, die

aus Russland stammten, sprachen Ukrainisch und konnten die Verse des Nationaldichters Taras Schewtschenko besser rezitieren als meine ukrainische Mutter. Einige Verwandte sprachen Aserbaidshanisch, Armenisch, Jiddisch, Polnisch und Belarussisch. Mit jeder Ehe und jeder Freundschaft kamen immer neue Bräuche und Traditionen hinzu, die unsere Multikultifamilie bereicherten. Ich wusste nie, welche Nationalität ich auf den Formularen, die wir in der Schule ausfüllen mussten, angeben sollte und ließ sie daher leer, was meine Lehrer vor den Kopf stieß. Mir wurde nicht beigebracht, Menschen nach ihrer Ethnie, Sprache oder Herkunft zu beurteilen, und ich wurde nicht dazu erzogen, mich mit einer bestimmten Gruppierung zu identifizieren. Erst viel später habe ich verstanden, dass das nicht die Regel ist, aber ich habe nie den Glauben daran verloren, dass es so sein sollte.

Als wir nach Chicago zogen, war ich ein unbeholfener Teenager auf Identitätssuche. Ich vermisste meine Freunde und meine Großeltern in der Ukraine. Ich vermisste Kiew und das Nebeneinander von sowjetischem Brutalismus und der mittelalterlichen Pracht goldener Kuppeln. Ich wurde depressiv und schrieb Gedichte über den Tod und die Sinnlosigkeit des Lebens. Ich war fünfzehn. Meine Mutter und mein Stiefvater waren damit beschäftigt, sich ein neues Leben aufzubauen, und ich musste mit dem Umzug und der Pubertät alleine fertigwerden. Doch schon bald lernte ich meine neue Heimat schätzen. Als ich in den neunziger Jahren in einem Vorort von Chicago aufwuchs, verinnerlichte ich die amerikanische Idee des Melting Pots und einer vielschichtigen Identität. Ich hatte nicht das Bedürfnis, mich zu definieren. Immer wenn mich jemand fragte, woher ich kam, antwortete ich: »Aus Russland«. Die meisten Amerikaner, denen ich begegnete, konnten sich etwas unter der

Sowjetunion vorstellen, aber niemand kannte die Ukraine. Meine Mutter war Ukrainerin, mein Vater Russe, und da in der UdSSR die ethnische Zugehörigkeit väterlicherseits vererbt wurde, konnte ich mich durchaus als Russin bezeichnen.

All das spielte in unserer Familie keine Rolle. Weder der Zusammenbruch der Sowjetunion noch die Auswanderung konnten etwas an der Aufgeschlossenheit und toleranten Einstellung meiner Familie ändern, und ich hätte nie gedacht, dass eine weitere politische Krise in der Ukraine daran rütteln könnte.

Doch als die russische Armee auf der Krim anrückte, begann es, zwischen mir und Wladimir zu kriseln. Je mehr Nachrichten ich las – und ich las sie stündlich – desto unwohler fühlte ich mich in meiner Haut. Ich konnte nicht damit aufhören, mir die schrecklichen Aufnahmen anzusehen, und wollte mich an etwas klammern, irgendetwas, das verhindern würde, dass alles außer Kontrolle gerät. Aber als ich Panzer und Männer in nicht näher bestimmbaren grünen Uniformen sah, die in Position gingen, bekam ich Panik.

»Nimm es dir nicht so zu Herzen. Die Halbinsel war ein Geschenk von Chruschtschow an die Ukraine«, versuchte Wladimir, mich zu trösten. Die Krim war bei unseren Skype-Gesprächen das Hauptthema. Wladimir verwies auf den Akt von 1954, als der Generalsekretär die Halbinsel zum Teil der ukrainischen Sowjetrepublik machte. »Die Bewohner der Krim sind Russen, genau wie wir.«

Ich wollte gerne erwidern, dass ich Halb-Ukrainerin war, aber tat es nicht, denn der Krieg hatte nichts mit ethnischer Zugehörigkeit zu tun, auch wenn man versuchte, es anders darzustellen, was mir widerstrebte.

»Du vergisst, dass die Krim ursprünglich von Tataren bewohnt wurde«, sagte ich.

»Ursprünglich wurde sie von den Griechen bewohnt«, antwortete Wladimir.

»Naja, Stalin hat sowohl die Griechen als auch die Tataren nach dem Zweiten Weltkrieg deportiert«, platzte es aus mir heraus.

»Und als die Ukraine von der Sowjetunion unabhängig geworden ist, hat sie die Krim mitgenommen, ohne die Bevölkerung nach ihrer Meinung zu fragen. Was sagst du dazu?«, fauchte Wladimir, dem es nicht mehr daran lag, mich zu trösten. Ich widersprach erneut der Geschichtsdeutung meines Onkels, denn 1991 hatte die Ukraine sehr wohl ein Referendum über die Unabhängigkeit abgehalten, bei dem alle Regionen, einschließlich der Krim, für den Austritt aus der UdSSR gestimmt hatten. Zugegebenermaßen gab es auf der Krim die wenigsten Wählerstimmen, aber das erwähnte ich nicht, da Wladimir mir sowieso nicht zuhörte.

»Nimmst du es den Bewohnern der Krim übel, dass sie Putin unterstützen?«, fragte er mich.

»Warum unterstützt du Putin?« stellte ich die Gegenfrage.
»Ausgerechnet von Tel Aviv aus!«

»Ich bin Russe.«

»Offensichtlich bist du russischer geworden, seitdem du die Ukraine verlassen hast. Aber wo bist du geboren? Wo hast du die meiste Zeit deines Lebens verbracht? In der Ukraine!«

Wladimir blickte in die linke Ecke seines Bildschirms. Mit den knöchigen Gelenken, der Glatze und den eingefallenen Wangen sah er aus wie ein asketischer Mönch. Aber wenn ihn etwas aufregte, wie jetzt, spitzte er die Lippen und erinnerte an einen Kobold.

»Wenn ich amerikanische und europäische Politiker reden höre, bin ich erstaunt, wie wenig sie über die ukrainische Ge-

schichte wissen«, sagte Wladimir schließlich. »Sie geben nur kindisches Geplapper von sich.«

»Selbst die Ukrainer kennen ihre Geschichte kaum, was erwartest du?«, sagte ich. Wladimir nickte, und erleichtert, dass wir uns doch noch auf etwas einigen konnten, wechselten wir das Thema. Wir begannen über Filme zu sprechen und darüber, dass die Kamera mehr sieht als das Auge.

An diesem Tag dämmerte es mir, dass sich der Krieg zu einer persönlichen Tragödie entwickelte. Bei dem Konflikt in der Ukraine ging es um Kontrolle, nicht um ethnische Zugehörigkeit oder Sprache. Doch Bezeichnungen wie pro-russisch, pro-ukrainisch, russischsprachig, ukrainischsprachig oder pro-europäisch markierten plötzlich politische Standpunkte. Zum ersten Mal in meinem Leben wurde von mir erwartet, dass ich Partei ergriff und mir einen Stempel aufdrückte, und doch konnte ich weder meine ukrainischen noch meine russischen Wurzeln verleugnen. Ich hatte außerdem keine klare politische Haltung. Das Einzige, was ich wusste, war, dass ich mir die Sowjetunion nicht zurückwünschte.

Dennoch war ich mir damals nicht sicher, ob ich in die Ukraine zurückkehren wollte. Seit unserem Umzug in die USA hatte meine Mutter jeden Sommer ihre Mutter Valentina besucht, meine Großmutter. Aber wir konnten uns nicht immer einen Flug für uns beide leisten. Die wenigen Male, die ich sie begleitet hatte, hatte ich mich in Kiew fremder gefühlt als jemals in Chicago. Die Sowjetunion, in der ich die ersten dreizehn Jahre meines Lebens verbracht hatte, war verschwunden, und die Ukraine, die an ihre Stelle getreten war, kam mir fremd vor. Mein Mann und ich zogen nach zwanzig Jahren in den USA nach Belgien und machten uns auf Spurensuche in einem Europa, das meine Familie ohne großes Bedauern verlassen

hatte. Ich dachte, dass ich öfter in die Ukraine reisen würde. Das tat ich aber nicht. »Wegzugehen ist genauso schwer wie zurückzukehren«, sagte Valentina. Ich verstand nicht, was sie damit meinte. Ich wusste nur, dass es einfacher ist, etwas zurückzulassen als irgendwo anzukommen.

Letztlich wurde mir die Entscheidung abgenommen, denn die Ukraine kam zu mir. Die Uhr drehte sich selbst zurück, und die Jahre, die ich in Belgien und Amerika verbracht hatte, waren wie ausgelöscht. Das Land, das keine Rolle mehr in meinem Leben gespielt hatte, beherrschte plötzlich meine Gedanken. Erinnerungen kamen hoch und füllten meine innere Leere. Die vertrauten Orte meiner Kindheit – unsere alte Wohnung in Kiew, die Kastanien auf der Chreschtschatyk und das pfirsichfarbene Haus meiner Urgroßeltern in Bereh – waren lebendiger als die Gebäude vor meinem Fenster in Brüssel. Diese aufflackernden Erinnerungen bildeten einen krassen Gegensatz zu den Bildern aus den Nachrichten, die das Gemetzel in der Ukraine zeigten. Sie waren unerträglich, aber ich düstete nach ihnen, beschwor die kleinsten Details herauf, so wie man auf einen pochenden Bluterguss drückt, um zu sehen, wie viel Schmerz man ertragen kann. Die Schießerei auf dem Maidan raubte mir die Illusion, die Ukraine sei weit weg. Als das Parlament dann am 1. März 2014 die Entscheidung Putins billigte, in der Ukraine militärische Gewalt anzuwenden, wurde mir eine weitere Illusion geraubt. Ein Krieg war unvermeidbar.

Wie die meisten sowjetischen Kinder bin ich mit den Erzählungen meiner Großeltern über den Zweiten Weltkrieg groß geworden. »Wenn es doch bloß keinen Krieg gäbe«, hörte ich sie oft sagen. Alles andere könne überwunden werden, aber Krieg wäre schlimmer als der Tod.

Der sowjetisch-afghanische Krieg verschaffte mir einen ers-

ten Eindruck davon, was meine Großeltern meinten. Auch wenn die Schlachten weit weg waren, brachten die Veteranen den Krieg aus den Bergen Afghanistans mit nach Hause. Ich sah, wie sie verbittert und verstümmelt auf der Straße Akkordeon spielten oder im Bus wirres Gebrabbel von sich gaben, das mir Angst machte. Am furchteinflößendsten waren Männer wie Danil, ein Freund meines Vaters. 1984 war er eingezogen worden und ein Jahr später entlassen. Er war groß, dunkelhaarig und überaus gut aussehend. Als er und seine Frau Mascha einmal bei uns zu Besuch waren, riss er einen Witz nach dem anderen, und die Pointen überschlugen sich. Dabei lachte er so laut, dass er unser Schweigen nicht wahrnahm. Dann brach er mitten im Satz ab und klammerte sich so fest an die Tischkante, dass seine Fingerknöchel weiß wurden. Mascha wusste vor Nervosität nicht, wohin mit ihren Händen und ihrem Blick. Meine Mutter schaute zu meinem Vater, der flehentlich Danil anstarrte. Nach einer gefühlten Ewigkeit entspannten sich seine Gesichtszüge und er lachte wieder, aber seine Frau war immer noch völlig neben der Spur. Meine Mutter schickte mich zum Spielen nach draußen. Man sprach nie von Depression, Angst oder posttraumatischer Belastungsstörung. Es fiel immer nur ein Wort: Krieg. Und das war die Erklärung für alles.

Eines Tages waren wir bei Danil und Mascha zum Abendessen eingeladen. Als wir an ihrem Haus ankamen, sahen wir Blaulicht und eine große Menschenansammlung. »So ein gut aussehender Mann«, sagte jemand neben uns.

»Jeder Ex-Soldat hat eine Waffe.«

»Die meisten kehren verstört zurück.«

»Nein, er hat sein Jagdgewehr genommen.«

»Man fand ihn in der Badewanne.«

»Krieg ... «

Mein Vater drängelte sich durch die Menge, um zum Haus zu gelangen. Meine Mutter hielt mir die Ohren zu und drückte mich an sich. Ihre Hände zitterten so heftig, dass die kleine Perle ihres Rings, die sich in meinen Haaren verfangen hatte, schmerzhaft an den Strähnen zog. Ich befreite mich aus ihrem Griff. Zwei Ärzte trugen eine Bahre, die mit einem weißen Laken bedeckt war. Ein lebloser Arm baumelte herab und schaukelte im Rhythmus ihrer Schritte. Mascha stand wie versteinert im Hauseingang, doch als sie meinen Vater sah, klappte sie zusammen und brach in Tränen aus. Meine Mutter packte mich an der Hand und zerrte mich vom Hof. Maschas herzerreißendes Schluchzen war noch den ganzen Weg bis nach Hause zu hören.

Ich war bestimmt erst sieben, als Danil Selbstmord beging. Aber 2014 brachte der Krieg die Erinnerung daran wieder zurück, und es fuhr mir eiskalt den Rücken hinunter. Maschas Schluchzen hatte sich tief eingegraben, und je näher der Krieg kam, desto lauter wurde es. Der Krieg war ausgebrochen, noch bevor Schüsse fielen, aber es dauerte nicht lange, bis die ersten Menschen durch Patronen starben. Nach der Annexion der Krim erklärten mehrere ostukrainische Städte ihre Unabhängigkeit von der Regierung in Kiew und baten Russland um Unterstützung. Über Nacht entstanden neue Republiken und Schlachtfelder. Auf den Titelseiten der Zeitungen prangten die Namen der Städte, in denen Rathäuser gestürmt wurden und Schießereien ausbrachen – Charkiw, Donezk, Odessa, Mariupol.

Ich konnte es nicht fassen, dass die Orte, die meine Familiengeschichte geprägt hatten, in Gewalt versanken. Meine Mutter ist in Charkiw geboren, der östlichsten Großstadt der Ukraine, wo meine Großmutter Valentina Geographie studiert hatte. Einmal hatte mein Vater einen Klumpen Rohkohle aus Donezk mitgebracht, wo er nach erfolglosem Goldabbau in Sibirien kurze

Zeit gearbeitet hatte. Er behauptete, es sei ein Asteroid. Meine Mutter meinte, es sei ein gewöhnlicher Stein, aber die raue, schimmernde Oberfläche hat mich trotzdem fasziniert. In Odessa habe ich meinen Lieblingstедdy verloren, als ich die durch *Panzerkreuzer Potemkin* berühmt gewordene Treppe hinuntergelaufen war, und war untröstlich, bis mir mein Vater später am Strand zeigte, wie Einsiedlerkrebse ihre Schalen wechseln. In Mariupol, einer Stadt, die für ihr Obst berühmt ist, haben meine Mutter und ich einen jungen Kirschbaum für den Garten meiner Urgroßmutter Asja gekauft. Die aktuellen Ereignisse in der Ukraine versetzten mich in Angst und Schrecken, alle anderen Gefühle wurden ausgeblendet. Der Ort, an dem ich geboren wurde, an dem ich aufgewachsen bin und an dem meine Großmutter lebte, versank in Leid, und ich litt mit. Jeder neue Ausbruch von Gewalt, der die Ukraine erschütterte, hallte in mir nach und löste eine Flut von Bildern und Erinnerungen aus.

Auch Wladimir kämpfte mit seinen Ängsten. An guten Tagen schickte er mir Fotos aus seiner Jugend und erzählte, wie er mit dem Motorrad seines Freundes durch die Ukraine gefahren war und wie er mit seinen Brüdern Tonbandgeräte gebaut hatte. Meistens bombardierte er mich jedoch mit Links zu russischen Internetseiten, auf denen die Ereignisse in der Ukraine als das Werk von Nazis und Neonazis dargestellt wurden. Als die Separatisten in Donezk und Luhansk ihre abtrünnigen Republiken gründeten, drehte die russische Propaganda richtig auf und hielt die Zuschauer mit einer Suada von Verschwörungstheorien, Großmachtgehebe und Paranoia in Atem. Nachdem Wladimir sich in die Theorie verbissen hatte, dass die Ereignisse in der Ukraine das gemeinsame Werk von CIA und ukrainischen Nationalisten waren, wurden unsere Gespräche von deren Geistern heimgesucht.

Sein Zorn richtete sich außerdem gegen die USA. »Warum musste sich Amerika einmischen? Sie können es einfach nicht lassen!« Wladimir hielt seinen knöchigen Finger in die Kamera.

Ich lebte zwar nicht mehr in den USA, fühlte mich aber dem Land, in dem ich den Großteil meines Lebens verbracht habe, noch immer eng verbunden. Außerdem hielt ich die Unterstützung der USA für entscheidend, um Russland daran zu hindern, weiter in die Ukraine vorzudringen. Ich verlor allmählich die Geduld und wurde mit jedem Gespräch abweisender.

»Nachdem dein Vater beschlossen hatte, nach Amerika zu gehen, geigte ich ihm die Meinung«, fuhr Wladimir fort. »Ich habe ihm gesagt, dass er einen großen Fehler macht. Hätte er doch nur auf mich gehört ...«

Ich knirschte mit den Zähnen. »Halt meinen Vater da raus, ja?«, sagte ich und gab vor, dass der Briefträger an der Tür stünde, um unser Gespräch zu beenden.

Mit der Zeit ging es in unseren Gesprächen fast nur noch um die Ukraine und um Politik. Trotz unseres zunehmend angespannten Verhältnisses blieb Wladimir die einzige Verbindung zur Familie meines Vaters. Ich bildete mir ein, dass er mich brauchte. Schließlich war er über siebzig und seine Tochter, mit der er zusammenlebte, hatte mit ihren zwei Jobs viel zu tun. Aufgrund seines schlechten Gesundheitszustands spielte sich sein soziales Leben größtenteils online ab, und was mich betraf, wünschte ich mir Kontakt zur Familie, weil ich keine Verwandten in der Nähe hatte. Doch als Wladimirs Ansichten immer radikaler wurden, konnte ich meine Reaktionen darauf weder vorhersehen noch kontrollieren.

»Europa sollte Stalin dankbar sein«, sagte Wladimir. »Wäre er nicht gewesen, hätte Hitler uns alle vernichtet.«

Wladimirs Bewunderung für Putin war mir nicht neu, auch nicht, dass er die Demokratie zu einem Freifahrtschein für die Anhäufung von Reichtum herabwürdigte, aber sein Lobgesang auf Stalin überraschte mich.

»Stalin war wie Hitler«, sagte ich lauter, als ich wollte.

»Aber er hat den Krieg gewonnen«, konterte Wladimir. Wie immer war der Krieg die Antwort auf alles.

»Zu welchem Preis! In der Sowjetunion sind über neun Millionen gestorben, weil das System unmenschlich war. Von den zwölf Geschwistern von Großmutter Daria, deinen Onkeln und Tanten, haben nur zwei den Krieg überlebt! Und wie viele Menschen sind unter Stalin umgekommen? Zwanzig Millionen, wenn nicht mehr!« Eine kühle Frühlingsbrise wehte durch ein offenes Fenster und ließ die Blätter auf meinem Schreibtisch flattern, aber die Luft in meinem Zimmer war heiß und aufgeladen.

»Ich habe den Krieg überlebt«, sagte Wladimir in düsterem Ton. Ich erwiderte nichts, und so hockten wir vor unseren Bildschirmen und beschäftigten uns eine Weile mit den Kameraeinstellungen.

»Aber wie ich schon sagte, Stalin musste einen Krieg führen, es blieb ihm nichts anderes übrig, als hart zu sein. Es gibt immer Opfer zu beklagen.« Wladimir hatte sich wieder gesammelt und war ruhig.

»Welchen Krieg hat er in den 1930er Jahren geführt, als er Millionen von ukrainischen Bauern verhungern ließ?«

»Spielst du auf den sogenannten Holodomor an?«, fragte Wladimir sarkastisch. »Die Ernte blieb aus. Die Menschen verhungerten nicht nur in der Ukraine, sondern auch an vielen anderen Orten.«

»Aber Stalin erzeugte die Katastrophe durch Kollektivierung

und die Kommunistische Partei weigerte sich, den von der Hungersnot betroffenen Regionen zu helfen. Es gibt Dokumente, die belegen, dass die Hungersnot künstlich herbeigeführt wurde, um die ukrainischen Bauern zu brechen, die sich der sowjetischen Politik widersetzen.«

»Bringt man euch das an amerikanischen Schulen bei?«

Ich hatte mir Beweise und Fakten im Kopf zurechtgelegt, aber war zu aufgewühlt, um sie vorzubringen.

»Ich bin mit Zeitzeugen aufgewachsen. Asja und Sergij haben es miterlebt und mir Geschichten darüber erzählt«, sagte ich mit brüchiger Stimme.

»Wir alle erzählen Geschichten, aber nicht alle haben etwas zu bedeuten.«

Später schickte mir Wladimir einen Link zu einem Artikel auf einer russischen nationalistischen Website mit dem Titel »Die wahre Geschichte hinter der ukrainischen Hungersnot«. Ich hätte ihn gar nicht erst öffnen sollen, aber ich konnte nicht anders, als mir noch mehr Schmerz zuzufügen. In dem Artikel wurde behauptet, dass die Hungersnot der 1930er Jahre von ukrainischen Nationalisten in Kanada erfunden worden sei und dass die Ukrainer diese Geschichte aufgegriffen hätten, um sich als Opfer darzustellen. Ich überflog den Text mit zugekniffenen Augen und bemerkte, wie jeder Muskel in meinem Körper verkrampfte.

Auch andere Regionen in der Sowjetunion waren von der Hungersnot betroffen gewesen, doch die Ukraine hatte es am schlimmsten erwischt. Vier Millionen Ukrainer waren an den Folgen der Großen Hungersnot zwischen 1932 und 1933 gestorben, den zwei Jahren, die als Holodomor in die Geschichte eingingen. Bei meinen Urgroßeltern mütterlicherseits hatte diese Zeit tiefe Narben hinterlassen. Meine Urgroßmutter Asja,

die Wladimir bei der Hochzeit meiner Eltern kennengelernt hat, war Lehrerin in einer kleinen Dorfschule bei Poltawa und hatte mitansehen müssen, wie ein Schüler nach dem anderen starb. Bevor sie mit dem Unterricht begann, hob sie Gräber für die toten Kinder aus, die niemanden mehr hatten, der sie hätte beerdigen können. Die Ernten wurden beschlagnahmt und in andere Regionen der UdSSR gebracht oder exportiert. Die Grenzen wurden geschlossen, um zu verhindern, dass Menschen aus ihren Dörfern flohen. Asja war gerade mal achtzehn, aber die Angst zu verhungern verfolgte sie bis ans Ende ihres Lebens. Ich habe einmal ein Glas verschimmelte Marmelade weggeworfen, und als meine Urgroßmutter es entdeckte, war sie außer sich. Sie beschimpfte mich als verwöhnte Göre, die Lebensmittel verschwende und keine Ahnung davon habe, was Hunger bedeute. Sie hockte sich neben den Mülleimer, kratzte die Marmelade heraus und füllte sie in eine kleine Schale. Dann aß sie sie.

Ich klappte den Laptop zu. Mir klingelten die Ohren, und meine Wangen glühten. Dass Wladimir Erfahrungsberichte aus der eigenen Familie verleugnete, war wie ein Schlag ins Gesicht.

Als er das nächste Mal anrief, ging ich nicht ran, und schickte ihm stattdessen eine E-Mail, in der ich ihn wissen ließ, dass ich nicht verstehe, wie er an der Sowjetunion festhalten könne, die doch das Leben von so vielen aus unserer Familie zerstört hatte.

In seiner Antwort erklärte Wladimir ausführlich, wie die UdSSR die Welt vor dem Faschismus gerettet habe. Die UdSSR habe den ersten Menschen ins All geschickt. Die UdSSR sei eine starke Großmacht gewesen. Natürlich habe es auch Probleme gegeben, aber jedes System hätte Schwächen. Der amerikanische Kapitalismus beispielsweise sei viel schlimmer.

»Die verdammte Ideologie der Demokratie breitet sich in der Ukraine aus und verdirbt das ganze Land«, sagte er in unserem nächsten Gespräch. »Aber Putin bietet Amerika die Stirn. Das war längst überfällig.«

»Wenn du Putin so toll findest, warum lebst du dann in Israel?«, entgegnete ich.

»Und was ist mit dir? Als ukrainische Patriotin müsstest du in >deinem Land< bei >deinen Leuten< sein und nicht in Brüssel!«

Es war an der Zeit, Wladimirs Inhaftierung zur Sprache zu bringen. Schließlich hatte er die sowjetischen Repressionen am eigenen Leib zu spüren bekommen, weil er für so etwas Triviales wie den Verkauf von Beatles-Kassetten verurteilt worden war. Hatten sich die Richter durch die Songzeile »I'm back in the U. S. S. R. / You don't know how lucky you are« so angegriffen gefühlt, dass sie Wladimir für drei Jahre hinter Gitter bringen mussten?

Wladimir legte auf. Ich hatte Gewissensbisse und machte mir Vorwürfe, aber seine Bemerkungen über den Holodomor machten mich immer noch wütend. In den Tagen darauf leuchtete sein Skype-Avatar hin und wieder auf, aber er rief mich weder an, noch schrieb er mir eine E-Mail. Am Ende der Woche meldete er sich mit einer kurzen Nachricht zurück.

Er schrieb, dass er trotz des Gefängnisaufenthalts keinen Groll hegte, und schloss seine Nachricht mit den Worten: »Wir sollten der Sowjetunion für all die Möglichkeiten, die sie uns eröffnet hat, dankbar sein. Ich glaube nicht, dass du das verstehen wirst, denn Amerika hat dich einer Gehirnwäsche unterzogen, genauso wie der amerikanische Kapitalismus deinen Vater umgebracht hat.«

Ein tinnitus-artiges Geräusch peinigte meine Ohren. Es

fühlte sich an, als würde ich tief fallen. Ich versuchte, beim Einatmen meine Lungen mit Luft zu füllen, aber mir schnürte sich die Kehle zu. Nachdem sich meine anfängliche Wut gelegt hatte, dachte ich den ganzen Tag darüber nach, was ich Wladimir antworten könnte.

Ich schrieb, dass ich aufgrund meiner Erfahrungen mit der Sowjetunion nicht in der Lage sei, Dankbarkeit zu empfinden. Wenn unsere Familie etwas erreicht hatte, dann trotz und nicht dank des Systems. Ich las mir die Nachricht noch einmal durch und löschte sie. Ich schrieb, dass es keine Rolle spielte, wie lange ich schon nicht mehr in der Ukraine lebte, da sie immer der Ort bleiben würde, an dem ich geboren und aufgewachsen war. Auch diesen Satz löschte ich. Dann schrieb ich, dass er sich nicht in seine lächerlichen Spekulationen über die Rolle des amerikanischen Kapitalismus beim Tod meines Vaters reinsteigern sollte. Ich dachte eine Weile nach und schob die Nachricht in den Papierkorb.

Am Ende bestand die E-Mail aus einer einzigen Zeile: »Hast du den Pakt vergessen, den wir vor drei Jahren geschlossen haben?«

Während ich tippte, hatte ich das Gesicht meines Vaters vor Augen – den buschigen, grau melierten Schnurrbart, die goldene Brille und die kastanienbraunen Locken. Ich habe ihn zum letzten Mal in San Francisco gesehen. Er lebte mit meiner Stiefmutter Karina seit über zehn Jahren in der Bay Area, und ich machte einen Überraschungsbesuch, als ich beruflich in Kalifornien zu tun hatte. Mein Vater holte mich vom Bahnhof ab, lud meinen kleinen Koffer ins Auto und warf mir einen liebevollen Blick zu, mit dem ich nicht gerechnet hatte. Unsere Beziehung war nicht einfach, und ich wusste nicht, wie ich reagieren sollte. Als ich ihn umarmte, stieg mir der vertraute Geruch

von Tabak und Rasierwasser in die Nase und gab mir ein Gefühl von Geborgenheit.

»Du bist jetzt erwachsen«, sagte er. Ich wollte ihm entgegen, dass das mit 32 mit Sicherheit der Fall war, aber ein trauriger Unterton in der Stimme meines Vaters hielt mich davon ab. Bereute er, dass er jahrelang nicht für mich dagewesen war? Wollte er es wiedergutmachen?

Wir verbrachten eine schöne Zeit zusammen, schauten uns Gesangsshows an und bereiteten mit meiner Stiefmutter Krabben zu. Mein Vater schien guter Dinge zu sein und erzählte von einem neuen Geschäftsvorhaben. Wir sprachen über meine Arbeit als freiberufliche Autorin und über meine Artikel über Parfüms und Düfte und die Gefühle, die sie hervorrufen. Es war nur ein verlängertes Wochenende, aber ich kann mich bis heute an das Batikmuster des gelben Hemdes, das mein Vater trug, und den süßlichen Geschmack gekochter Krabben erinnern.

Nach dem Tod meines Vaters schlossen Wladimir und ich einen Pakt. Es war seine Idee. Wladimir versprach mir, dass wir erst über meinen Vater und alles, was passiert war, sprechen würden, wenn ich dazu bereit war. Als älterer Bruder wusste er am meisten über meinen Vater. Wladimir erzählte mir viele Geschichten aus ihrer Jugend, aber ich war noch nicht in der Lage, über seinen Tod zu sprechen. Es war zu frisch und zu schmerzhaft. Bei unserem Streit über die Sowjetunion hatte Wladimir sein Versprechen gebrochen. Dass er die Geschichte der Ukraine verleugnete, machte mich rasend; dass er den Geist meines Vaters heraufbeschwor, war zu viel für mich. Wenn es so war, wie Wladimir behauptete, und der Kapitalismus ihn wirklich umgebracht hatte, würde ich die Wahrheit nicht verkraften können.

Meine Nachricht kam nie bei Wladimir an. Sie war unzustellbar. Ich war so wütend, dass Wladimir mir keine Möglichkeit gab, ihm zu antworten, dass ich ihn bei Skype blockierte und seine E-Mail-Adresse als Spam markierte.